

Für die Jugend.

Die Entstehung der Madonna Della Scbia.

Unter den lieblichsten Madonnenbildern des berühmten Malers Raphael ist eine, welche man „Madonna Della Scbia“ nennt und über welche es folgende hübsche Legende gibt: Vor Jahrhunderten wohnte in Italien zwischen Genuen ein Einsiedler, der Vater Bernardo hieß. Er wurde von den benachbarten Bauern sehr geliebt und diese gingen häufig zu ihm, um sich Rath und Belehrung zu holen. Bernardo sagte oft, er sei in seiner Einsamkeit nicht einsam, denn er hätte zwei Freunde; mit dem einen könne er reden, der andere aber sei stumm. Der eine, der Sprechende, war die Tochter eines in der Nähe wohnenden Witzers, Namens Maria, die alles Mögliche that, um das Leben des einsamen alten Mannes angenehm zu machen. Sein stummer Freund aber war ein herrlicher, hoher Eichenbaum, der bei seiner Hütte wuchs und dieselbe vor Stürmen schützte. In seiner Zweigen wohnten Vögel, denen er Futter streute, und die ihm zum Lohn dafür liebliche Lieder sangen. Die Holzhauer wünschten oft den stummen alten Baum zu fällen, aber Vater Bernardo hat sie, denselben zu schonen, und seine Bitte wurde gewährt.

Da kam ein strenger Winter — die Stürme waren so heftig, daß wenige Bäume und Hütten stehen blieben, und die Fluthen, welche die Hügel hinabstürzten, rissen alles, was die Stürme zurückgelassen hatten, fort. Nach einem dieser Stürme ging Maria mit ihrem Vater nach der Hütte des Einsiedlers, um zu sehen, ob Bernardo noch lebe, denn sie befürchteten, er könne verunglückt sein. Als sie aber zu ihm kamen, fanden sie, daß sein stummer Freund kein Leben gerettet hatte. Als die Fluth herantrat, war er auf das Dach seiner Hütte gestiegen, aber er sah bald, daß er da nicht sicher war. Als er nun die Augen betend zum Himmel hob, schienen die Wolken der Erde sich zu ihm zu neigen und ihn einzuladen, zu ihnen zu kommen. Er nahm einige Stüde Brod und kletterte den Baum hinauf, auf dem er drei Tage blieb. Unten war alles fort, aber die Erde stand fest, und als die Sonne erschien und der Sturm vorüber war, kam seine andere Freundin, um ihn in ihr Haus mitzunehmen, ihn dort zu wärmen und zu nähren, denn diese Zeit des Hungers und der Stürme hatte ihn beinahe getödtet. Nun betete Vater Bernardo, daß seine zwei guten Töchter, wie er sie oft nannte, die sein Leben gerettet hatten, segnet und aufkommen beiruhmt werden möchten. Jahre vergingen, und der alte Einsiedler starb. Maria verheirathete sich und wurde die Mutter von zwei kleinen Anaben; der alte Eichenbaum aber war abgehauen und zu Weinfässern verarbeitet worden.

Eines Tages, als Maria mit ihren zwei Kindern in der Laube saß — sie hielt das Baby in den Armen, und der ältere Anabe lief spielend umher — dachte sie an den alten Einsiedler und an allen Segen, den er für sie erbetet hatte. Sie hoffte, daß seine Gebete an ihren Kindern in Erfüllung gehen möchten.

Gerade da lief der kleine Anabe, mit einem Stod (woraan er einen Krug gebunden hatte,) in der Hand, auf seine Mutter zu, und in dieser Minute kam ein junger Mann heran. Er hatte große träumerische Augen und schien ermüdet zu sein. Und müde war er, denn in seinem Geist war der Gedanke eines lieblichen Kindes, aber so unbedeutlich, daß er denselben nicht malen konnte. Der Jüngling war Raphael Sanzio d' Urbino, und als sein Blick auf das hübsche lebendige Bild der Maria und ihrer Kinder fiel, sah er in Fleisch und Blut vor sich gerade den lieblichen Traum, der seine Seele erfüllte. Aber er hatte nur einen Wunsch! Auf was konnte er rechnen? Da fiel sein Blick auf den glatten Dedel des Weinfasses, und darauf entwarf er die Umrisse der Maria und ihrer Anaben. Als er fertig war, nahm er den glatten Dedel mit und arbeitete mit ganzer Seele, bis jenes wunderschöne Bild, das wir „La Madonna Della Scbia“ nennen, gemalt war.

In dieser Weise wurde das Gebet Vater Bernardo's erhört, und seine zwei Töchter wurden zusammen berühmte.

Eine Gemiselschichte.

Hans und Michel waren zwei Gemiselsjäger in den Tyroler Alpen. Die Leute nannten sie die beiden Tollen, weil sie beim Jagen der Gemisen keine Gefahr scheuten, um ihrer Gabelhaft zu werden. Keine Bergwand war ihnen zu steil, und keine Schlucht zu breit, wenn es galt, eine Gemise zu erlegen. Ihre größte Tollkühnheit aber zeigten sie, wenn eine Gemise sich über die Grenze ins Bairische schickte. Trogdem es gegen das Gesetz war, dort auf Gemisen zu schießen und ihnen der Tod drohte durch die Kugeln der

Grenzjäger, die dort auch Wache standen, so ließen sich der tolle Hans und der tolle Michel nie abschrecken, den Gemisen hinüber zu folgen über die Grenze.

Manchen harten Strauß hatten sie schon mit den Jägern ausgefochten. Mehrere Male waren beide schon durch die Kugeln der Grenzwächter getroffen und verwundet worden, aber das hinderte sie nicht, es immer aufs neue zu wagen.

Eines Tages hatten beide zusammen den ganzen Tag gejagt; schon war die Sonne dem Untergehen nahe, als plötzlich eine fette Gemise dicht vor ihnen aufsprang und hinter einem Felsen verschwand.

Mit gespanntem Hahn, ihre Büchsen zum Schießen fertig, schlichen beide um den Felsen herum; doch die Gemise war fort, nicht mehr zu sehen. „Die ist über die Grenze, Hans“, sprach Michel, „Du hast Recht, bleibe Du hier auf Posten, Michel, und daß auf die Jäger! ich folge ihr allein, die ist unfer!“

Fest drückte sich Michel gegen die Felswand am Rande einer tiefen Schlucht, während Hans vorsichtig, der Gemise nach, die Schlucht hinunter kletterte.

Todtenstille herrschte umher, Michel stand wie festgebannet am dem Felsen. Eine halbe Stunde mochte wohl verstrichen sein, da mit einem Male hörte er einen Knall hoch oben über sich jenseits der Schlucht, dem ein dumpfer Ton folgte.

„Die Gemise ist unfer“, flüsterte Michel, „das war Hansens Büchse, ich kenne ihren Knall zu gut, und die Gemise ist hinunter in den Abgrund gerade vor mir gefallen.“

Gleich darauf sah er den Hans die Felswand jenseits der Schlucht hinunterklimmen und nicht weit auf einem Vorsprunge die Gemise, die Hans bald erreichte.

Schon wollte er dem Hans zurufen, daß er ihn sähe, als er plötzlich ganz nahe neben sich ein Geräusch vernahm. Zur Seite sehend erblickte er einen Jäger, seine Büchse im Anschlag auf Hans gerichtet. Schnell wie der Blitz sprang Michel auf ihn zu und entriß ihm die Büchse in dem Augenblicke, als er losbrühte; aber die Kugel ging neben ihr Ziel, und Hans war unversehrt.

„Nun bist Du des Todes!“ schrie Michel den Jäger an und richtete seine Büchse auf ihn.

Doch ehe er schießen konnte, warf sich Hans zwischen ihn und sein Opfer und gebot ihm einzuhalten. „Michel!“ sagte er, „kennst Du ihn nicht, es ist der Förster Franzel, der letzte Jahr meinen Vater erschoss. Graufamer Förster, du bist frei! Ich will kein Mörder sein. Geh fort und hüte Dich. Wenn ich Dich aber im offenen Kampfe treffe, ist Dir der Tod gewiß.“

Schweigend eilte der Förster hinweg.

Michel und Hans gingen nun ihrer Heimath zu, woselbst sie mit ihrer Beute glücklich anlangten. Michel behielt die Büchse des Försters, die eine vorzügliche war, und sagte: „Hans! Diese Büchse bringt dem Förster sicheren Tod, wenn er Dich tödten sollte!“

Zwei Wochen später wurden die Leichname von Hans und dem Förster in einer Schlucht gefunden.

Hoffnung.

Es reden und träumen die Menschen viel Von besseren künftigen Tagen, Nach einem glücklichen, goldenen Ziel Sieht man sie rennen und jagen, Die Welt wird alt und wird wieder jung, Doch der Mensch hofft immer Verbesserung!

Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein, Sie umflattert den frühlichen Anaben, Den Jüngling begeistert ihr Zauberschein, Sie wird mit dem Greis nicht begraben, Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf, Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn, Erzeugt im Gehirn des Thoren, Im Herzen kündigt es laut sich an, Zu was Besserm sind wir geboren, Und was die innere Stimme spricht, Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Goldföner.

Wohlstand durch Thätigkeit erwerben, Ist sicherer als Vermögen erben. * * * Wahrhaftigkeit in That und Wort Bringt besser uns als Klugheit fort. * * * Wer nur für sich selbst lebt, hat wenig, wofür zu leben werth wäre. * * * Mander Obstbaum trägt schlechte Frucht, weil er zu viel Nahrung empfängt. Ein Mensch muß zu kämpfen haben, wenn er sich emporheben soll.

Der Hochstapler.

Nochseite von Lothar Brenken-dorf.

Nun schrieb man schon den fünf- undzwanzigsten September, und noch immer führte der Rentier Sebastian Eberle ein einsames, freudloses, melancholisches Strohstapler-Dasein. Seit Mitte Juli weilten seine bessere Hälfte und das holdselige Töchterlein in dem ebenso schönen wie theuren Marienbad, und in gleichem Verhältniß zur Vergrößerung seiner Ansehens-Sammlung nahm die Anzahl der schönen blauen Scheine ab, die das Saffian-Portfeuille des Herrn Eberle füllten. Gewiß, er gönnte seiner Familie alles Schöne und Gute; aber es konnte dessen auch einmal zuviel werden. Und als ihm durch das gar zu ungebürdige Wesen des Herbstwindes selbst der allabendliche Gang zum Wirthshausstat verleidet wurde, da setzte der Gatte und Vater sich endlich hin, um in einem eben so kurzen wie eindringlichen Schreiben die Rückkehr seiner Lieben zu den heimischen Veneten zu fordern.

Postwendend, das heißt fünf Tage darauf, erhielt er in einem acht Seiten langen Brief die Antwort. Eine gute halbe Stunde brauchte er, bis er sich durch dieses Schreiben gemunden; dann aber glänzte sein Gesicht in bester Freude und er schlug sich mit der Hand aufs Knie, daß sein Dadel erschroden die Ohren spitzte.

„Das Sappermentmädel! — Das Prachtmädel!“ rief er ein über das andere Mal. Und er hatte wohl Grund, stolz zu sein. Denn die Gattin theilte ihm mit, daß Fräulein Sophia Eberle sich mit dem Conte Guido Maria della Mirafiore verlobt hatte — einem leibhaften italienischen Grafen, noch dazu urältesten Geschlechts! Aber er sollte nur nicht etwa denken, der Herr Graf sei ein mittelbarer Industrieller, der seinen schönen Namen für die Staatspapiere des Herrn Eberle verkaufte — oh nein! Er sei sogar vermögend, und sie selbst habe die Photographien seines Schlosses oder doch Schloßkens in Südtalien gesehen. Und so ein Rattlicher, lieber Herr sei es — und so lieb hätten er und das Söseler sich! Dem Vater gingen die Augen über vor Rührung. Aber es galt sich zu rühren. Uebermorgen wollten die Damen nach München zurückkehren; und der Conte sollte sie begleiten, um sich dem Vater seiner Braut persönlich vorzustellen. Er hätte wohl selbst geschrieben, aber er beherrschte das Deutsche leider noch so mangelhaft, daß er darauf lieber verzichtete und alles auf die mündliche Auseinandersetzung schob. Es sei nur gut, daß Söseler damals zur Gesangsstunde italienischen Unterricht gehabt habe; jetzt bilde sie der Herr Graf weiter aus und es ginge schon ganz gut.

Zunächst lief Herr Eberle zum Gärtner, und er schonte seine Börse nicht. Eine prächtige Gurtlande mit der Aufschrift „Willkommen“ wand sich bald um die Eingangstür zur Wohnung, und die Zimmer selbst verwandelten sich in die schönsten Gärten. Dann wurde beim Bäcker und Konditor, bei Fleischer und Gemüsehändler die köstlichsten Delikatessen bestellt, und die alte Köchin mußte ein Festessen zum Empfang richten, wie es seinesgleichen suchte.

Und es lohnte sich. Denn als die schließlich Erwarteten nun wirklich kamen, da wollte der Stolz dem glücklichen Vater schier die Brust sprengen. Söseler selbst war aufgeblüht, wie ein Mairoslein in der Frühlingssonne, und die vornehme Erscheinung, die Liebeshwürdigkeit und Schönheit des Grafen übertrafen auch die hochgespannten Erwartungen. Er war der Typus des weltgewandten Aristokraten; und Herr Eberle fühlte sich tiefunglücklich, daß er des Italiens nicht mächtig war. So konnte er sich nur mit Hilfe seines Töchterchens dem zukünftigen Schwiegerohn verständlich machen; aber es erfüllte ihn auf der anderen Seite doch auch wieder mit freudiger Genugthuung, zu sehen, wie rasch Söseler die fremde Sprache beherrschen gelernt hatte. Das Begrüßungessen verlief in sehr feierlicher und sehr gehobener Stimmung, und seine unmittelbare Folge war, daß der Herr Privatier Eberle in den „Neuesten“ nach einem Lehrer für die italienische Sprache annourte.

Um sich mit ihrer zukünftigen Heimath, mit dem Leben und Treiben dort unten ein wenig vertraut zu machen, abonnierte Fräulein Söseler sich auf die besten italienischen Zeitungen. Ganze Stunden brachte sie damit zu, diese Blätter zu studiren. Und da geschah es eines Tages, daß sie unter der Aufschrift „Arminelles“ den folgenden Artikel entbedte:

„Wie wir aus zuverlässiger Quelle erfahren, hat der vor einigen Wochen plötzlich gewordene Kellner Andrea Montefiore sich nach einem Baderort des Auslandes gewandt. Wie wir bereits berichteten, gab Montefiore sich einigen Aristokraten gegenüber als ein Conte di Montefiore aus und erschwindelte von einem Betrogenen den Betrag von 300 Lire. Es steht zu vermuthen, daß er sich noch andere Vergehen zu Schulden kommen ließ, doch ist es bisher nicht gelungen, Sichereres festzustellen. Montefiore, dem seine fäthliche Erscheinung, sein elegantes sicheres Auftreten bei der Verabgung seiner Hochstaplerlein sehr zu

hatten kamen, ist der Sohn eines Schusters aus Napoli. Er hat schwarzes Haupthaar und ebenfölichen Schnurrbart, unter seinen Kollegen hieß er allgemein „der schöne Andrea“. Wegen Diebstahls ist er bereits vorbestraft. Er steht auch in dem Verdacht, an dem Einbruch bei der „Banca di Napoli“ theilhaftig zu sein. Die Polizei fahndet eifrig auf ihn.“

Weiter kam das arme Söseler nicht. Mit einem erstickten Aufschrei ließ sie die Zeitung ihren Händen entfallen, warf sich über ein Ruhebett und schluchzte herzbrechend. Ein Dieb — ein Hochstapler! — Denn es war ja kein Zweifel möglich, daß der Graf della Mirafiore und der Kellner Montefiore ein und dieselbe Person waren. Die Beschreibung des Verbrechers paßte genau auf ihren Verlobten, und er hatte sich nach einem Baderort des Auslandes gewandt.

Das Herz wollte ihr brechen in grenzenlosem Leid. Und sie hatte ihn so lieb — so lieb! Sie konnte ihn nicht aufgeben, nicht verlieren — konnte ihn nicht lassen! Gutmachen wollte sie, was er gethan hatte — gefesselt sollte er ihr, und dann wollte sie ihn heirathen, ob er auch nur ein Kellner war statt eines Grafen!

In zitternder Hast nahm sie einen Briefbogen, und mit fliegender Feder schrieb sie: „Hochlöbliche Polizei-Direktion. Tief unglücklich schreibe ich an Sie. Ich bin die Braut des Kellners Montefiore, und ich habe ihn zu lieb, um mich von ihm trennen zu können. Aber es soll Niemand geschädigt werden. Deshalb schide ich die dreihundert Lire, die ich von meinem Erspartheil nehme — es ist alles, was ich habe — und ich bitte Sie so sehr, thun Sie dem Andrea nichts mehr. Er wird sich nie wider etwas zu Schulden kommen lassen, das Schwöre ich. Ich kann meinen Namen nicht nennen, aber es ist bestimmt alles wahr.“

Ihre Sophia Eberle. Mit zitternden Händen entnahm sie ihrer Sparskaffe alles, was sich an Gold, Silber und Nidel darin befand. Bei sorgfältigster Nachzählung ergab sich, daß sie über 217.57 Mark verfügte — ob das wohl ebensoviel war wie dreihundert Lire? Sie rechnete nach, und Todesfurchen befiehl sie, als sie entdeckte, daß es nicht stimmte. Aber sie hatte ja noch ein Kreuzer, das ihr der Vater zu Weisnachten geschenkt — mit den Rubinen und Saphiren. Das war doch gewiß so viel werth wie der fehlende Betrag. So wechselte sie auf der Post das Geld zunächst in Scheine um, und dann legte sie das schöne, schöne Kreuzer mit in den Brief, der an die „Hochlöbliche Polizeidirektion in Rom“ adressirt war.

Als sie nach Hause zurückkehrte, wurde sie von der Mutter mit Vorwürfen über das heimliche Fortlaufen empfangen. Der Conte sei inzwischen dagewesen, habe es sehr eilig gehabt und sich für ein paar Tage verabschiedet, da er eine wichtige Reise in Erschaffungsangelegenheiten zu machen habe. Herrgott, wie dem Kind die kurze Trennung nahe ging! Mit rothgeweinten Augen schlich sie herum, gerade zum Zammern. Dabei schickte doch der Bräutigam eine Anzahl der schönsten Ansichtskarten von Italien, und nach vier Tagen schon hieß es: „Morgen komme ich heim!“

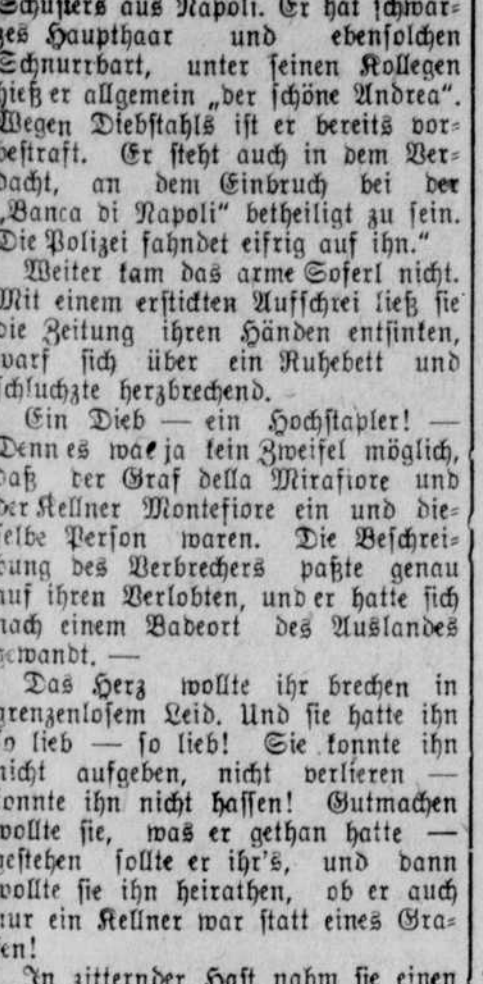
Und dann kam er wirklich, schön, liebenswürdig und feiter wie immer. Söseler konnte sich gar nicht von seinem Kasse lösen, und dabei weinte das dumme Ding — weinte! — Gar nicht zu beruhigen war sie, bis der Vater endlich schalt. Da setzte sie sich dann still und bedrückt mit den anderen an den Kaffeetisch und verzehrte schweigend ein Stück Kuchen nach dem anderen, um ihren nagenden Kummer zu betäuben.

Niemand achtete darauf, daß an der Entreehür geklopelt wurde. Gleich darauf aber schaute Genzi, das Dienstmädchen, mit verstörtem Gesicht zur Thüre herein. „Da ist ein Herr von der Polizei, der Sie sprechen will, Fräulein! Soll ich ihn hereinführen?“

Erstaunt wandten sich alle dem Söseler zu. Sie aber warf sich mit einem herzgerührenden Schrei dem Verlobten an den Hals, und jammernd rief sie: „Sie wollen dich holen — Sie wollen dich holen! Aber ich lasse dich nicht fort — ich lasse dich nicht! Ich habe dich ja so lieb!“

Der in einfachen Civilanzug gekleidete Herr, der soeben auf der Schwelle erschien, blickte ernst auf die bewegte Scene. Bleichen Antlitzes erhob sich der Privatier Eberle, stellte sich vor und befragte ihn um den Zweck seines Kommens. „Der Polizei in Rom ging vor ein paar Tagen ein Schreiben zu, dessen Inhalt uns — offen gestanden — nicht ganz verständlich war. Man fahndet dort auf einen flüchtigen Hochstapler, den Kellner Andrea Montefiore. Ihr Fräulein Tochter nannte den Mann ihren — er räusperte sich — ihren Verlobten und sandte eine Summe Geldes, die zur Dedung einer seiner Verfehlungen benutzt werden sollte. Nun wurde jedoch Montefiore ein paar Stunden vor Eintreffen des Briefes verhaftet, und er giebt vor, den Naemn Ihres Fräulein Tochter gar nicht zu kennen. Fallsichlich hat er sich auch in Deutschland gar nicht aufgehalten.“

Die Frau Rechtsanwält.



„... Ihr Herr Gemahl geht wohl ganz auf in seinem Beruf?“
„Ach ja! ... Bei dem fängt das Interesse für Menschen erst beim Mörder an!“

Ich bin nun beauftragt, den — hm — merkwürdigen Widerspruch zu untersuchen.
Mit weit geöffneten, tellerrunden Augen hatte ihm Fräulein Söseler gelauscht. Jagend, wie in ungläubigen Staumens fragte sie nun ihren Verlobten:
„So bist du — wirklich — ein — Graf?“

Dem Conte begann allmählich eine Ahnung des Zusammenhanges aufzudämmern. Ein Lächeln zuckte um seine Mundwinkel; aber ernsthaft erwiderte er:
„Es wird wohl so sein, du Narrchen! Soll ich dir meine Legitimationspapiere vorlegen?“
Da schluchzte sie noch einmal auf — tief und reuevoll. Und dann, indem sie das erglühende Gesichtchen an seiner Schulter barg, flüsterte sie:
„Und ich glaubte, du — wärest — ein Kellner!“

Der Conte Guido Maria della Mirafiore verzog seiner kleinen Braut vom ganzem Herzen als er den Herzgang der Bekannte erfahren hatte. Nach einer kleinen Viertelstunde konnte der Polizei-Kommissär völlig aufgeklärt und befriedigt die Wohnung verlassen; Fräulein Söseler aber sagte meidend und lachend in einem Athem:
„Und ich hätte dich doch genommen — auch wenn du nur ein Kellner und ein — Hochstapler gewesen wärest!“

Das Zebra als Reithier.
Ueber Zeit = Zebra's wird aus Deutschsraita geschrieben:
Die Schwierigkeiten der Beschaffung von Reithieren, die gegen allerdings Tropenkrankheiten widerstandsfähig sind, hatten schon anfangs der 90er Jahre als Ersatz für Pferde an das Zebra denken lassen, das in Ostafrika häufig vorkommt. Es wurden u. a. von dem Leutnant von Bronfart Versuche unternommen, das Zebra zu händigen und zu einem gebrauchsfähigen Reithiere zu machen. Diese Versuche sind damals gescheitert. Als Graf Goeken Gouverneur wurde, nahm man die Versuche wieder auf, langsam mit aller Geduld und planmäßig vorgehend, bis man endlich zu einem ersprießlichen Ergebnis kam, als man entdeckte, daß das widerpässige Zebra lammfromm wird, sobald man es an einem Ohre packt. Es wurde eine Art Zigelvorrichtung hergestellt, mit der man das Ohr nach dem Grade der Widerpässigkeit pressen kann.

Das Zebra ist sehr scheu und mißtrauisch. Um diese Eigenschaften zu beseitigen, wird folgendermaßen verfahren: Man treibt die Zebra's in Herden von 200 Stück in Fohlenlagern zusammen. Dort werden die einzelnen Thiere auf ihre besondere Eigenschaften genau beobachtet. Die am wenigsten wild scheinen, werden ausgewählt, mit dem Lasso gefangen und in einen Schuppen geführt, wo sie in Verhältnisse gestellt werden, und zwar je ein Zebra zwischen zwei Esel. Durch gute Nahrung, sorgfältige Pflege und verständnisvolle Behandlung mildert sich allmählich ihre Ungebärdigkeit, so daß man zum Jureiten übergehen kann. Jetzt kann man täglich Unteroffiziere der Schutztruppe in der Umgebung von Dar-es-Salam auf Zebra's, die so langsam sind wie Ponies, spazierenreiten sehen.

Mutter (belehrend): „Die Küche ist der Raum, wo die Schweifen — nun, Fränzchen?“
Vater (nachsehend): „— verstorben werden.“

Bitter.
Edith: „Nun, wie gefällt Dir denn unser neuer Verwalter?“
Martha: „Er hat einen unaussprechlichen Einbruch auf mich gemacht.“
Edith: „So?“
Martha: „Ja, er hat mir ein Glas Rothwein auf mein neues seidenes Kleid geschüttelt!“

Unangenehm.
Frau (zum Kondukteur): „Der Kleine ist frei, der geht noch nicht zur Schule!“
Junge (triumphirend): „Etschl Wir haben man noch Ferien!“

Angenehme Gattensiebe.
„Warum haben Sie denn Ihren Mann so verhaßt, Frau Müller?“
„Oh, der Taugenichts; er wollte zur Arbeit gehen, ohne mir einen Abschiedsfuß gegeben zu haben!“

Ungebulbig.
Unteroffizier (beim Exerciren zum Einjährigen, der erst ein paar Tage Soldat ist und die fortwährenden Freiübungen höchst langweilig findet): „Einjähriger, guden Sie nicht immer nach der Uhr! Ihr Jahr ist noch lange nicht um!“

Unzweifelhafter Beweis.
Lebensversicherungsgesamt: „Herr Doktor, dieser Herr möchte untersucht werden, er will sein Leben bei uns versichern.“
Herr: „Ja, meine vierte Frau, die ich gestern heirathete, wünscht es ausdrücklich.“
Arzt: „Ihre vierte Frau! Der Mann ist gesund!“

Verändert.
Sie: „Wertwürdig, der junge Herr Amtsrichter hat doch jeden Tag, wenn er vom Bureau heimging, da drüben in dem Blumenladen ein Sträußchen für seine Braut mitgenommen, seit einiger Zeit geht er jedoch vorüber, ohne Blumen zu kaufen; sollte am Ende die Verlobung zurückgegangen sein?“
Er: „Er wird halt jetzt geheirathet haben.“

Bom Exercierplatz.
Unteroffizier: „Pietich, Sie lesen wohl keine Zeitung?“
Soldat: „D doch, Herr Unteroffizier!“
Unteroffizier: „Na, da werden Sie auch gefunden haben, daß Deutschland vor der Hand noch nicht daran denkt, abzurißten, also nähren Sie sich mal gefälligst den Knopf da wieder richtig an!“

Zu so!
Gast (der ein bescheidenes Mahl zu sich genommen hat): „Fräulein, ich möcht' gern zahlen...!“
Kellnerin (überzogen): „Na, na, gertt thun Sie's wohl nicht?!“
Gast: „Ich sagte ja auch nur: Ich möcht' gern zahlen, aber leider kann ich nicht, weil ich eben bemerkte, daß mein Geld alle ist!“



„... Ihr Herr Gemahl geht wohl ganz auf in seinem Beruf?“
„Ach ja! ... Bei dem fängt das Interesse für Menschen erst beim Mörder an!“

Ich bin nun beauftragt, den — hm — merkwürdigen Widerspruch zu untersuchen.
Mit weit geöffneten, tellerrunden Augen hatte ihm Fräulein Söseler gelauscht. Jagend, wie in ungläubigen Staumens fragte sie nun ihren Verlobten:
„So bist du — wirklich — ein — Graf?“

Dem Conte begann allmählich eine Ahnung des Zusammenhanges aufzudämmern. Ein Lächeln zuckte um seine Mundwinkel; aber ernsthaft erwiderte er:
„Es wird wohl so sein, du Narrchen! Soll ich dir meine Legitimationspapiere vorlegen?“
Da schluchzte sie noch einmal auf — tief und reuevoll. Und dann, indem sie das erglühende Gesichtchen an seiner Schulter barg, flüsterte sie:
„Und ich glaubte, du — wärest — ein Kellner!“

Der Conte Guido Maria della Mirafiore verzog seiner kleinen Braut vom ganzem Herzen als er den Herzgang der Bekannte erfahren hatte. Nach einer kleinen Viertelstunde konnte der Polizei-Kommissär völlig aufgeklärt und befriedigt die Wohnung verlassen; Fräulein Söseler aber sagte meidend und lachend in einem Athem:
„Und ich hätte dich doch genommen — auch wenn du nur ein Kellner und ein — Hochstapler gewesen wärest!“

Das Zebra als Reithier.
Ueber Zeit = Zebra's wird aus Deutschsraita geschrieben:
Die Schwierigkeiten der Beschaffung von Reithieren, die gegen allerdings Tropenkrankheiten widerstandsfähig sind, hatten schon anfangs der 90er Jahre als Ersatz für Pferde an das Zebra denken lassen, das in Ostafrika häufig vorkommt. Es wurden u. a. von dem Leutnant von Bronfart Versuche unternommen, das Zebra zu händigen und zu einem gebrauchsfähigen Reithiere zu machen. Diese Versuche sind damals gescheitert. Als Graf Goeken Gouverneur wurde, nahm man die Versuche wieder auf, langsam mit aller Geduld und planmäßig vorgehend, bis man endlich zu einem ersprießlichen Ergebnis kam, als man entdeckte, daß das widerpässige Zebra lammfromm wird, sobald man es an einem Ohre packt. Es wurde eine Art Zigelvorrichtung hergestellt, mit der man das Ohr nach dem Grade der Widerpässigkeit pressen kann.

Das Zebra ist sehr scheu und mißtrauisch. Um diese Eigenschaften zu beseitigen, wird folgendermaßen verfahren: Man treibt die Zebra's in Herden von 200 Stück in Fohlenlagern zusammen. Dort werden die einzelnen Thiere auf ihre besondere Eigenschaften genau beobachtet. Die am wenigsten wild scheinen, werden ausgewählt, mit dem Lasso gefangen und in einen Schuppen geführt, wo sie in Verhältnisse gestellt werden, und zwar je ein Zebra zwischen zwei Esel. Durch gute Nahrung, sorgfältige Pflege und verständnisvolle Behandlung mildert sich allmählich ihre Ungebärdigkeit, so daß man zum Jureiten übergehen kann. Jetzt kann man täglich Unteroffiziere der Schutztruppe in der Umgebung von Dar-es-Salam auf Zebra's, die so langsam sind wie Ponies, spazierenreiten sehen.

Mutter (belehrend): „Die Küche ist der Raum, wo die Schweifen — nun, Fränzchen?“
Vater (nachsehend): „— verstorben werden.“

Bitter.
Edith: „Nun, wie gefällt Dir denn unser neuer Verwalter?“
Martha: „Er hat einen unaussprechlichen Einbruch auf mich gemacht.“
Edith: „So?“
Martha: „Ja, er hat mir ein Glas Rothwein auf mein neues seidenes Kleid geschüttelt!“

Unangenehm.
Frau (zum Kondukteur): „Der Kleine ist frei, der geht noch nicht zur Schule!“
Junge (triumphirend): „Etschl Wir haben man noch Ferien!“

Angenehme Gattensiebe.
„Warum haben Sie denn Ihren Mann so verhaßt, Frau Müller?“
„Oh, der Taugenichts; er wollte zur Arbeit gehen, ohne mir einen Abschiedsfuß gegeben zu haben!“

Ungebulbig.
Unteroffizier (beim Exerciren zum Einjährigen, der erst ein paar Tage Soldat ist und die fortwährenden Freiübungen höchst langweilig findet): „Einjähriger, guden Sie nicht immer nach der Uhr! Ihr Jahr ist noch lange nicht um!“

Unzweifelhafter Beweis.
Lebensversicherungsgesamt: „Herr Doktor, dieser Herr möchte untersucht werden, er will sein Leben bei uns versichern.“
Herr: „Ja, meine vierte Frau, die ich gestern heirathete, wünscht es ausdrücklich.“
Arzt: „Ihre vierte Frau! Der Mann ist gesund!“

Verändert.
Sie: „Wertwürdig, der junge Herr Amtsrichter hat doch jeden Tag, wenn er vom Bureau heimging, da drüben in dem Blumenladen ein Sträußchen für seine Braut mitgenommen, seit einiger Zeit geht er jedoch vorüber, ohne Blumen zu kaufen; sollte am Ende die Verlobung zurückgegangen sein?“
Er: „Er wird halt jetzt geheirathet haben.“

Zu so!
Gast (der ein bescheidenes Mahl zu sich genommen hat): „Fräulein, ich möcht' gern zahlen...!“
Kellnerin (überzogen): „Na, na, gertt thun Sie's wohl nicht?!“
Gast: „Ich sagte ja auch nur: Ich möcht' gern zahlen, aber leider kann ich nicht, weil ich eben bemerkte, daß mein Geld alle ist!“